

Vom Gedanken zur Tat

Rolf ist Rechtsanwalt und lebt unter falschem Namen in Freiburg im Breisgau. Aus gutem Grund. 1944 ebendort geboren, teilte Rolf anfänglich das Schicksal tausender Kriegskinder. Die Mutter eröffnete dem Knaben das Unausweichliche: der Vater, ein tapferer Offizier, sei in Rußland vermißt und wird es auch bleiben. Im Alter von zehn Jahren mußte Rolf mit Ersatz auskommen, die Mutter heiratete einen langjährigen Freund. Aber nicht er, sondern ein anderer Mann sollte für Rolf zum Lebensschicksal werden. Im März 1956 durfte er mit seiner Tante Martha und seinem Cousin Karl-Heinz auf Winterurlaub in die Schweizer Berge. Sie waren nicht allein. Onkel Fritz aus dem fernen Südamerika ergänzte die kleine Reisegesellschaft und wußte den beiden Jungen zu imponieren. Der fremde Mann sah gut aus, fuhr blendend Schi, und im Luxushotel war ihnen kein Wunsch verwehrt. „Jeden Morgen kroch Rolf ins Bett zu Onkel Fritz und lauschte mit großen Augen den Heldengeschichten aus dem Zweiten Weltkrieg und den Gauchoabenteuern in Südamerika.“ Onkel Fritz! Das wär' ein Vater gewesen. Vier Jahre später – Rolf war gerade 16 Jahre alt – lag es am Stiefvater, ihm das Familiengeheimnis zu eröffnen. Onkel Fritz war es tatsächlich – Rolfs Vater. Sein Name: Josef Mengele.

Für den Jungen war dies ein Schock. Sein Vater war kein hochdekoriertes, in

Rußland vermißter Offizier, sondern der KZ-Arzt von Auschwitz, der sich unter dem falschen Namen Helmut Gregor in Südamerika der Justiz entzog. Rolfs streng bewachter Familienroman war zertrümmert und selbst wenn er es wollte, allein die mediale Berichterstattung gestattete keine Verdrängungsleistung. Der Vater erlangte tragische Prominenz. Spätestens die Enthüllungen über das Schicksal der Anne Frank oder rund um den Eichmann-Prozeß machten die Gerüchte zur konkreten Gewißheit. Die Standardwerke von Alexander Mitscherlich, Eugen Kogon oder von Ernst Klee hat Rolf sehr wahrscheinlich auch gelesen. Nun liegt aktuell auch eine umfangreiche, von Ulrich Völklein verfaßte Biographie vor,¹ die differenziert das Leben dieses ärztlichen Massenmörders offenlegt. Einmal mehr wird deutlich, daß Taten monströs sein können, die Täter aber keine Monster zu sein brauchen, sondern sich väterlich oder auch mütterlich offenbaren können. Und das ist schwer zu ertragen. Vor allem in Deutschland und Österreich.

„Mengele war“, erinnert sich die ehemalige Häftlingsärztin Ella Lingens, „ein auffallend hübscher und eleganter Mann. Er war auch sehr intelligent und ist durch sein Benehmen von den übrigen SS-Ärzten sehr abgestochen.“² Oder eine andere Ärztin, Margita Schwalbova: Mengele machte „den Eindruck eines eleganten und schönen Mannes mit ausgewählten

Manieren.“³ Er hörte gerne Beethoven, spielte Geige, ‚er hatte Format‘, einen ‚äußerst einnehmenden Gesichtsausdruck‘ und ‚war liebenswürdig‘. Immer korrekt gekleidet und tadellos gepflegt stand Mengele – manchmal lächelnd, manchmal pfeifend – an der Rampe und unterschied tausendfach mit einer Handbewegung zwischen Leben und Vernichtung. Kinder, Mütter mit Kindern, Alte, Schwangere und körperlich Behinderte schickte er ins Gas. Zynisch und gefühllos, was er mit Stärke verwechselte.

Josef Mengele, 1911 als ältester von drei Söhnen eines Landmaschinenfabrikanten in Günzburg geboren, war stets ein Einzelgänger. Von starken Hemmungen geplagt, suchte er die Gemeinschaft, obwohl er sie nicht vertrug. Deutschnational mit entsprechenden Tugendkatalogen erzogen, verschrieb sich Mengele der aufstrebenden NS-Politik gegen jüdischen Bolschewismus und internationales Großkapital und verband überzeugt die getrommelte Rassenideologie mit seiner wissenschaftlichen Karriere. 1935: Dr. phil. Mit einer „Rassenmorphologischen Untersuchung des vorderen Unterkieferabschnittes bei vier rassischen Gruppen“ (Universität München); 1938: Dr. med. durch „Sippenuntersuchungen bei Lippen-Kiefer-Gaumenspalte“ (Universität Frankfurt).

Nun war er kein Außenseiter mehr, sondern ein wichtiges Teilchen der Volksgemeinschaft. Mitglied der NSDAP und SS; gesellschaftlich geachteter Mitarbeiter im Frankfurter *Institut für Erbbiologie und Rassenhygiene* als Assistent von Otmar Freiherr von Verschuer. Im Glanz des akademischen Adels wuchs Mengeles Verdienst um die seit Jahren propagierte ‚biologische Bevölkerungspolitik‘: Vererbung, Auslese, Ausmerze.

Freiherr von Verschuer und Mengele waren Proponenten einer allgemein akzeptierten medizinischen Weltanschau-

ung, die den wissenschaftlichen Überbau einer immer brutaleren Rassen- und Bevölkerungspolitik formulierten. Und dies stets im Rahmen herrschender Legalität. Die schrittweise „Adaption an das Böse“ – so Robert J. Lifton⁴ – führte von der Unfruchtbarmachung Behinderter und ‚Sozialschmarotzer‘ zur als „Euthanasie“ getarnten Ermordung psychisch Kranker und Arbeitsunfähiger, bis zur „Endlösung der Judenfrage“. In dieser politisch-juristisch-wissenschaftlichen Allianz kamen die Ärzte gleichzeitig dem Volksmund am nächsten. Nun *waren* sie es: Götter in Weiß.

Als Josef Mengele im Mai 1943 als Lagerarzt nach Auschwitz kam, bedurfte es keiner Befehle mehr. Aus eigenem Antrieb, von persönlichem Ehrgeiz und Karrieredenken geprägt, nutzte er – von Omnipotenz-Gefühlen berauscht – die besonderen Bedingungen dieses tödlichen Mikrokosmos zur medizinischen Herausforderung. Grenzenlos konnte er tun und lassen, was er wollte. Konsequenzlos konnte er töten und töten lassen. Ohne dienstliche Verpflichtung konnte er alle möglichen Experimente durchführen und für einen vermeintlichen wissenschaftlichen Fortschritt Menschen, die für ihn entindividualisiert zu Versuchsobjekten mutierten, zu Tode quälen. Selbst dafür fand man Sprache: „Verbrauchende Forschung“.

Rolf mußte dies alles sukzessive erfahren haben. Mengeles Sohn zu sein war Realität, aber doch vorwiegend Phantasietätigkeit. Wer? Warum? Wozu? Für den Jurastudenten von 1968 sicherlich quälende Fragen, zumal hier Dimensionen von Recht und Gerechtigkeit erreicht sind, die einem akademischen Diskurs zuwiderlaufen.

Nach Jahren des Fragens nahm Rolf brieflichen Kontakt mit dem geflüchteten Vater auf, der für sein Anliegen Verständnis zeigte, „daß Du mich durch persön-

chen Kontakt kennenlernen und erfahren möchtest, um unabhängig von all dem Gehörten und Gelesenen über mich ein selbstgewonnenes Bild zu haben.“⁵ Doch Rolf mußte bald erkennen, daß diesem Verständnis sehr enge, nämlich braune Grenzen gesetzt waren. In einem Weihnachtsbrief 1973 ließ der Vater seinen Sohn wissen: „Meine Toleranz hat wirklich ein exaktes Limit, nämlich dort, wo es um undiskutierbare traditionelle Werte geht und wo ich Gefahren für die mir Nahestehenden oder meine völkische Gemeinschaft befürchten muß.“⁶ Das lohnte keine Reise nach Südamerika.

Nach einem Schlaganfall Mengeles kam es schließlich doch zu einem Treffen.

Im Oktober 1977 flog Rolf mit falschem Paß nach Brasilien. Er folgte den genauen Anweisungen von Mengeles Gesinnungskameraden, bis er schließlich seinem Vater in einem kleinen Haus im Armenviertel von Sao Paulo gegenüberstand. Ein Gefühl der Fremdheit überkam den Sohn, gerührt war der Vater. Er war sichtbar am Ende – erzählte Rolf später – war aber geistig voll ansprechbar. Mengele erzählte ihm über sein Leben, seine Freunde, seine Helfer, seine Flucht, aber nie von den Verbrechen in Auschwitz. Der Sohn drängte den einsichtslosen Vater: Weshalb stelle er sich nicht der Justiz? Weshalb nicht?! Mengele fuhr hoch: „Du glaubst doch nicht etwa, was über mich geschrieben wird – beim Augenlicht meiner Mutter, ich habe nie jemandem etwas persönlich zu leide getan!“ Rolf packte seine Koffer, flog nach Hause und schwieg. Der Vater, das Versteck oder die Namen der Helfershelfer ließ er ungenannt und machte so einen der größten Verbrecher zu einem Darsteller in seinem Privattheater.

Günter Anders schrieb in einem offenen Brief an Klaus Eichmann, den Sohn Adolf Eichmanns, vom ‚zweifachen Verlust‘ des Vaters und meinte: „Der Augen-

blick, in dem Ihnen die Gleichung ‚er ist er‘ wirklich aufging, der ist mir also unbekannt. Aber gleich, wann er eingetreten ist (oder, wenn er noch aussteht, eintreten wird) – auch an diesem Tage ist Ihnen Ihr Vater gestorben, nicht nur an dem Tage, an dem Sie von seinem Tode erfahren.“⁷ Josef Mengele starb am 7. Februar 1979 bei einem Badeunfall in der Nähe Sao Paulos. Der ‚zweifache Verlust‘ war für Rolf nicht zu ertragen. Ein Gespräch mit der *Bunten* im Jahre 1985 konnte daran auch nichts ändern.

Seine Hoffnung aber, daß Mengele einsichtig erzählbereit sich dem Gericht stellen würde, diese Hoffnung sollte wenigstens in *cinemascope* zur Realität werden. Der Regisseur Roland Suso Richter deutet mit seinem neuen Film *Nichts als die Wahrheit* (BRD, 1999) diesen Wunsch mit Recht zum allgemeinen Interesse. Die Wunscherfüllung zerrinnt ihm aber zur Illusion. Der Film sollte – so Richter in einem Radiointerview – der MTV-Generation das Phänomen Mengele erklären helfen. Und genau das tut er nicht.

Keineswegs ist dem Regisseur und seinem jungen Team ein leichtfertiger Umgang mit dem Thema vorzuwerfen. Im Gegenteil. Man merkt dem Film schmerzhaft Auseinandersetzung und viele Diskussionen an. Wahrscheinlich zu viele. Diese Überfrachtung streckt sich bis zum Schlußsatz im Abspann, indem eine je individuelle Nähe zum Thema erreicht werden soll, obwohl man sich immer mehr auf Distanz gesetzt fühlt. Die zahllosen Fragen des intergenerativen Ringens um Einsicht kulminieren in der Figur des Rechtsanwaltes Peter Rohm (von Kai Wiesinger ausgezeichnet gespielt), und gerade hier werden die Grenzen der Einfühlbarkeit offenbar.

Rohm, der jahrelang mit seiner Frau Rebecca versucht, eine Biographie über Josef Mengele zu schreiben, droht daran – samt seiner Ehe – zu scheitern. An-

onym erhält er Post vom totgegläubten KZ-Arzt, wird narkotisiert nach Südamerika entführt, um schließlich dem Massenmörder gegenüber zu sitzen, der ihm alle Fragen unter einer Bedingung beantworten wolle, falls er ihn in Deutschland vor Gericht verteidigen würde. Der junge Anwalt lehnt ab und muß es dann doch tun. Nachdem seine Ehefrau von Neo-Nazis bedroht wird und knapp einem Bombenattentat entkommt, muß Rohm schließlich noch entdecken, daß seine geliebte Mutter als Krankenschwester während der NS-Zeit an der Euthanasie von Psychiatrie-Patienten mitwirkte, aber jene Einsicht und Reue veröffentlicht, die Mengele vermissen läßt. Der tränenden Mutter scheint verziehen, dem kahlköpfigen Monster bleibt – ja was? – Gerechter Zorn? Sühnende Strafe? Kalter Schauer allemal.

Mit Teufelsklauen sitzt der Dämon in seinem Glaskäfig, der wohl an den Eichmann-Prozeß in Jerusalem erinnern soll. Aber nicht die innesitzende ‚Banalität des Bösen‘ kommt dem Zuschauer in den Sinn, sondern der Grusel aus dem *Schweigen der Lämmer*. Derartig in Szene gesetzt, rückt man dem Phänomen Mengele keinen Schritt näher. Nur die Darstellung widersetzt sich dem aufklärenden Schuß nach hinten.

Götz George ist ein brillanter Schauspieler. Er zieht alle Register seines Könnens, um der Figur habhaft zu werden. Man spürt förmlich, daß ihm diese Auseinandersetzung ein ganz persönliches Anliegen ist. Daß er für die Realisierung dieses zu scheitern drohenden Filmprojekts eine Million Mark beisteuerte, ist dafür nur Bestätigung. Die Aufarbeitung nationalsozialistischer Vergangenheit ist für Götz George kein schauspielerischer Seitensprung, sondern – studiert man seine Filmographie – zu einer Lebensaufgabe gewachsen, mit großen Lehrmeistern.

Bereits 1960 lernte Götz George in dem Film *Kirmes* die Regieführung von Wolfgang Staudte⁸ kennen, der wohl am unerbittlichsten der kollektiven Verdrängung filmische Mittel entgegensetzte und dafür entsprechende Prügel bezog. Ebenso 1964 mit seinem Film *Herrnpartie* – wieder mit Götz George – der heftige Proteste nach sich zog. Eine Männergesangsgruppe – allesamt ehemalige Wehrmachtangehörige – macht Urlaub in den bosnischen Bergen, als sich ihnen eine Schar schwarzbekleideter Witwen entgegenstellt. Sie sind Überlebende eines Massakers, das deutsche Soldaten während des Zweiten Weltkriegs verübt haben. Die Urlauber zeigen sich unfähig, die Trauer und den Haß, der ihnen entgegenschlägt, zu verstehen. In Heldenmythen und Nostalgie gefangen, zersingen sie jegliches Mitgefühl für die Opfer. Staudte filmte Geschichten, die noch heute unter die Haut gehen. Mit ihm hatte Götz George unmittelbar erfahren müssen, auf welchen Widerstand eine schonungslose Konfrontation und Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit stößt und welcher Kraft es bedurfte, seine eigene Biographie kritisch zu hinterfragen. Wolfgang Staudte war eine große Ausnahme.

Götz George traf aber auch die Regel. 1959 spielte George preisgekrönt in dem Film *Jaqueline* unter der Regie von Wolfgang Liebeneiner, der nach 1945 bruchlos sein Handwerk fortsetzen konnte. Inhaltlich, freilich, war er zur Veränderung gezwungen. Liebeneiner war von 1943 bis 1945 Produktionschef der UFA. Ein mächtiger Posten, den man nicht geschenkt bekam. Seinen Eintritt bezahlte er 1941 mit dem Propagandaspießfilm *Ich klage an*, der die Euthanasie zur gesellschaftlichen Akzeptanz bringen sollte. Der Film handelt von einer jungen Frau eines Medizinprofessors, die unheilbar krank schließlich ihren Mann bittet,

sie von ihren Leiden zu erlösen. Nach anfänglichem Zögern erfüllt er ihr den Wunsch und tötet sie. Vor Gericht hält der Arzt eine flammende Rede für die Euthanasie und gegen „die barbarische Rechtsordnung“, die den Gnadentod verbietet. Goebbels schreibt in sein Tagebuch: „Großartig gemacht und ganz nationalsozialistisch. Für die Euthanasie.“⁹ Schließlich landete eine Filmrolle von *Ich klage an* auch in der Euthanasieanstalt Hartheim, um eine mörderische Moral zu stählen.¹⁰ Liebeneiner ebnete den Weg der Enthumanisierung, der im NS-Regime u.a. mit der Rede von der ‚Überfremdung‘ begann und an dessen Ende Mengele möglich wurde. Ein Mengele ist ohne einen Liebeneiner nicht verstehbar. Und ohne einen George auch nicht.

Heinrich George, der Vater von Götz, war der Star der damaligen Filmbranche. Der gewichtige Schauspieler war einer der wenigen Auserwählten, die von Goebbels und Goering auf die „Gottbegnadeten-Liste“ gesetzt wurden.¹¹ Ein Idol, das den Karriereknick fürchtete. Auch wenn er manchen jüdischen Kollegen Schutz gewährt haben mag, stellte er seine ganze Schauspielkunst in die Dienste der NS-Herrschaft, bis zu deren letzter Konsequenz: der Vernichtung der Juden. Seine Rolle in dem antisemitischen Hetzfilm *Jud Süß* spielte er so souverän und glaubhaft wie alle anderen. Und die Menschen glaubten ihm. Der Film startete Ende September 1940 allein in Berlin in 86 Kinos. Noch im selben Monat befahl Himmler, daß die gesamte SS und Polizei im Laufe des Winters den Film zu sehen bekam.¹² Nicht ohne Wirkung: SS-Rottenführer Stefan Baretzki bestätigte 1966 im Frankfurter Prozeß gegen die Aufseher von Auschwitz, daß sofort nach den Aufführungen von *Jud Süß* die Mißhandlungen an den Häftlingen im Konzentrationslager zunahmen.¹³

Stefan Baretzki und Heinrich George

gehören zusammen. Und Götz George? Er spielt sich die Seele aus dem Leib. Oder sollte man sagen: im ‚einfachen Verlust‘ den Vater? 1977 verkörperte er in *Aus einem deutschen Leben* die Rolle des Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höß; 1999 Josef Mengele. Vor wenigen Wochen meldete die dpa: „Der Schauspieler Götz George kann sich vorstellen, auch Adolf Hitler zu spielen. Die Rolle des Bösen sei für einen Schauspieler nicht nur sehr reizvoll, dahinter stehe immer auch der Wunsch, die Menschen über die Vergangenheit aufzuklären.“ Das ist zu einfach.

Wolfgang Liebeneiner, Heinrich George und hunderttausende andere waren beteiligt an der Verkürzung des Weges vom Gedanken zur Tat und gestalteten jene gesellschaftliche Atmosphäre, die das schuldbewußtlose Morden eines Höß, eines Mengele ermöglichte. In der grellen Beleuchtung des kulminierten Bösen verweigert sich die Aufklärung. Erst wenn die Zwischenschritte auf dem Weg nach Auschwitz deutlich werden, kann sich die je unterschiedliche persönliche Betroffenheit einstellen. Dann sind es nicht nur Rolf oder Götz, die beiden Söhne, sondern verdammt viele, die sich in jenem Boot erkennen werden, das bekanntlich einmal voll war.

Anmerkungen

1 Ulrich Völklein, Josef Mengele – Der Arzt von Auschwitz, Göttingen, 1999.

2 Ebd., 18.

3 Ebd., 21.

4 Robert Jay Lifton, *Ärzte im Dritten Reich*, Berlin, 1998.

5 Völklein, Mengele, wie Anm. 1, 295.

6 Ebd.

7 Günther Anders, *Wir Eichmannsöhne. Offener Brief an Klaus Eichmann*, München 1988, 11.

8 Malte Ludin, Wolfgang Staudte, Reinbek bei Hamburg 1996.

9 Zit. n. Paul Werner, *Die Skandalchro-*

nik des deutschen Films von 1900 bis 1945, Frankfurt am Main 1990, 275.

10 Im Hartheim-Prozeß erklärte die Zeugin Helene Hintersteiner am 18.8.1945: „Ein gewisser Friedrich W. Lorent aus Böhne / über Rathonow war Hauptwirtschaftsleiter sämtlicher Vergasungsanstalten, Centrale Berlin und zum Schluss Ende 1944 mit der Auflösung der Vergasungsanstalt Hartheim betraut. Nachdem ich in der Ortschaft Hartheim Nr. 17 wohnhaft und mit Lorent gut bekannt war, ersuchte mich dieser, falls er vor Kriegsende nicht mehr nach Hartheim zurückkehren sollte, um Vernichtung einiger Filmrollen, die Aufnahmen von Geisteskranken bzw. Idioten zeigten. Darunter befand sich auch der Film „Ich klage an“. Am 4. Juli 1946 vermerkt ein Kriminalrevierinspektor: „Helene Hintersteiner (...) gehört zweifellos zu jenen Personen in Hartheim, die die Hinmordung der Geisteskranken als Pflichtgefühl für ihren Führer ansah.“ Quelle: Oberösterreichisches Landesarchiv, LG Linz, Vg 11 Vr 2407/46.

11 Werner Maser, Heinrich George. Mensch aus Erde gemacht, Berlin 1998, 292.

12 Ebd., 281.

13 Jerzy Toeplitz, Geschichte des Films, Band 4: 1939–1945, Berlin 1992, 218.